

6. Die Heideburg bei Waldfischbach und ihre Denkmäler.

Hierzu Taf. V—VII.

1. Einleitung.

In der Westpfalz liegt im Flussgebiete der der Blies zufließenden Rodalb nordöstlich der Bahnstation Biebermühle das Kantonsstädtchen Waldfischbach. Die ganze Gegend, durchzogen von ziemlich tief eingeschnittenen Thalungen, welche der Steinbach und die Burgalb oder der Schwarzbach durchfließen, zeichnet sich aus durch ihren Holzreichtum. Sonst ist das zwischen Neustadt und Landau im Osten, Kaiserslautern im Norden, Zweibrücken im Westen, Pirmasens im Süden gelegene Holzland der Pfalz ziemlich arm an Verkehr und Menschen, die Ansiedlungen sind spärlich, und selten werden die dem Holztransporte dienenden Strassen von Touristen besucht. Einsam und friedlich grünen die tiefen Forste, welche sich gegen Ostnordost bis zum Wasichenfirst erstrecken, wo am hochgelegenen Forsthaus „Johanniskreuz“ zur Römerzeit und im Mittelalter die Verkehrswege sich kreuzten und jetzt noch im Sommer ein lebhafter Zuspruch von Sommerfrischlern stattfindet, während sich im Winter hier die Jäger zum fröhlichen Waidgang Stelldichein geben.

In solcher Umgebung liegt unsere Heideburg, oder wie sie der Volksmund noch nennt, das Waldfischbacher „Schloss“. Am Vereinigungspunkte des von Waldfischbach kommenden Steinbachs mit der von Osten zufließenden Burgalb oder dem Schwarzbach liegt an den Berghang gebaut das stattliche Dorf Burgalben. Wenige Minuten davon beginnen die ersten Häuser von Waldfischbach und am Strasseneck ward vor einem halben Menschenalter ein römischer Denkstein mit der Widmung an irgend einen Centurio vorgefunden (mündliche Mittheilung; bei Brambach C. I. Rhen. nicht angegeben). Von hier aus tritt man die Wanderung längst der Burgalb nach Osten an, um zur waldeinsamen Heideburg zu gelangen. Nach einer guten Stunde festen Ganges erscheint an einem Thalknie zur Rechten ein steilaufragender, waldbedeckter Felsen, der Dietersberg. Hinter ihm blicken

aus einer Einsenkung des Bergkniees die hellen Häuser des Oertchens Clausen hervor, und vor uns zur Linken steigt unmittelbar oberhalb der Strasse ein nach Süden vorgestreckter Bergkegel empor, dessen vorgeschobene Position das Thalknie bildet und dessen Plateau nach Süden, Westen und Osten freie Aussicht und eine beherrschende Situation bietet. In einem kleinen Thälchen, welches gen Westen den Bergrücken vom Dreisommerberg¹⁾ getrennt hält, steigt man an, um die ziemlich steile Höhe zu gewinnen. Unten im Hauptthale zieht sich über den Wiesengrund ein breitangelegter Damm in der Richtung nach Clausen. Er bildet mit dem Scheitel nach Westen einen stumpfen Winkel und war entweder zur Abdämmung eines grossen Fisch- und Schutzweiher angelegt oder bildete im Mittelalter und noch früher den Unterkörper für die alte Gaustrasse oder Hundstrasse, welche vom Johanniskreuz über Heltersberg zog, den Hundsberg zur Linken liess, dem Hundsberge folgend bei dem Hundsweiher in die Burgalb einmündete und hier das Thal kreuzen musste, um nach Südwesten über Clausen in der Richtung nach Pirmasens und Bitsch weiterzuziehen (vgl. darüber Heintz: „Die Pfalz unter den Römern“ S. 88 und des Verfassers: „archäologische Karte der Rheinpfalz und der Nachbargebiete“, ausserdem die bayerische Generalstabskarte, Blatt Pirmasens).

Auf der Spitze dieses die Gegend beherrschenden Felsenrückens, der im Westen und Osten von der Burgalb umflossen ist, liegt nun die „Heidelsburg“, zu ihren Füssen am Südosthange der sauber gefasste Heidelborn, dessen Wasser quirlend und sprudelnd an die Oberfläche kommt. Ein Forstmeister des 17. Jahrhunderts, Vellmann, gibt in einer anno 1600 geschriebenen Schilderung des Zweibrückischen Amtes Waldfischbach, dessen Original sich im Kreisarchiv zu Speyer befindet, die Situation kurz und gut also:

„Da, wo der Schwarzbach den Heidelborn, einen schönen grossen Born, in sich aufnimmt, hat vor Zeiten auf dem Berge das Schloss „Heidelsburg“ gestanden (nach einer Sage ist das Schloss nicht völlig aufgeführt worden), von wo der Schwarzbach sich gegen Abend in das Rossthal stürzt.“ (Vgl. Heintz a. a. O. S. 79—80.) Vellmann gibt damit die erste Nachricht über diesen merkwürdigen Punkt. Heintz a. a. O. S. 8 erwähnt 1865 diese Stelle und bezeichnet diese Felsenburg nach „Namen und Lage“ als ein römisches Kastell. Doch hat Heintz

1) Nach der „Karte des Deutschen Reiches“ Bl. 556 Kaiserslautern beträgt dessen Meereshöhe 391 m, sonach mag die Heidelburg 380 m absol. Höhe haben.

selbst wohl den Platz nicht besucht. In den 70er Jahren veranlasste Apotheker Rausch zu Waldfischbach (jetzt zu München) auf der Westseite des Plateaus (auf dem Situationsplan Tafel V zwischen B und A) Ausgrabungen.

Bei denselben fanden sich in einer Tiefe von bis über einem Meter in der oberen Schicht römische Münzen mit den Bildnissen des Constantinus und des Magnentius, verbrannte Mauertheile, geschmolzenes Blei und spätrömische Gefässscherben, in der unteren Schicht unter Anderem eine bohnenförmige, gelbglänzende Münze, welche nach Mittheilung des Herrn Apotheker Rausch (vom 15. October 1883) Oberförster Kraus nach Speyer angeblich geschickt hat. Veranlasst durch Apotheker Rausch unternahm der Verfasser im Auftrage des historischen Vereins der Pfalz und mit Einwilligung der kgl. Regierung der Pfalz im August und im October 1883 (23., 24., 25. August und 1. October) neue Ausgrabungen, um das Räthsel, welches bisher auf der Geschichte dieses Trümmerwerkes lag, wo möglich zu lösen. Eine Darstellung der erreichten Resultate gibt nachfolgender Bericht. Bemerket sei, dass sich die im Folgenden geschilderten Monumente und Inschriftsteine im Lapidarium zu Speyer befinden und ebenso die wichtigeren kleineren Fundgegenstände. Einzelne Römermünzen von der Heideburg sind im Privateigenthume Waldfischbacher Herren. Eine kurze Schilderung des Thatbestandes gab Referent bereits im „Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ 1883, Nr. 11 S. 81—82 und in der Monatsschrift: „Pfälzisches Museum“ 1884, Nr. 1 u. 2.

Lebhaften Dank für Unterstützung mit literarischen Hilfsmitteln und fachmännischem Rathe bekundet der Finder der Monumente auf der Heideburg Herrn Museumsdirektor Dr. Hettner zu Trier, dergleichen Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Zangemeister zu Heidelberg.

2. Das Plateau und die daselbst gemachten Funde¹⁾.

Die Gunst der Lage — *natura loci*, wie Julius Caesar sich ausdrückt — spielte in allen Zeiten, besonders aber in der Periode der menschlichen Geschichte, wo unter erschwerten Daseinsbedingungen ein

1) Man vergleiche zum Folgenden die Darstellung der Situation auf Taf. V und der Hauptfunde auf Taf. V—VII.

andauernder Fehdezustand herrschte, eine grosse Rolle. Besonders im Rheinthale, der grossen Völkerpassage und vielumstrittenen Weltstrasse Westeuropas, ist diese Thatsache leicht und oft zu beobachten. Jeder Ringwall, der auf den Höhen des Wasenwaldes in grauer Vorzeit von den Umwohnern zur Schutz und Schirm verleihenden Volksburg erbaut war, jeder Burgwall, den im Mittelalter Adel und Bürgerschaft zur Sicherung des Gaus und der Ansiedlungen auf beherrschenden Vorsprüngen mit Zinnen und Thürmen gefestigt haben, ja sogar manche, noch jetzt bestehende städtische Anlage, besonders diejenigen, welche am Rande des Gebirges eine natürliche Thalsperre und ein offenes Sammelbecken für das menschliche Verkehrsleben bilden, legen von der Richtigkeit dieses Thatbestandes sprechendes Zeugnis ab. So auch hier! Diese nach Süden vorspringende Felsennase musste mit ihrem freien Auslug nach allen Seiten eine schutzbedürftige Bevölkerung zur Benutzung und Befestigung aus natürlichen Gründen anspornen und anlocken. Nicht nur der Verkehr besitzt, wie illustre Geographen, Kohl und Peschel, nachgewiesen haben, seine eigenthümlichen Anlockungen, auch der Schutz gegen Verkehr, besonders gegen unbequeme Kriegsschaaren, beruht im Grunde auf natürlichen Lockmitteln. Ein solches Lockmittel besass seit urdenklicher Zeit der Bewohner dieser Thalstrasse in diesem Felsenriff, das die Burgalb zum Ausweichen zwingt und auf zwei Seiten, im Osten und Süden, von steil abstürzenden Felsenwänden begrenzt wird — der Bundsandstein hat die Eigenthümlichkeit, häufig in senkrechten Felsenmauern abzufallen; bekannt sind in dieser Beziehung die natürlichen Felsburgen in der Gegend von Annweiler —, auf der dritten Seite im Westen durch einen weiteren Thaleinschnitt geschützt wird und nur nach Norden hin der nachhelfenden Menschenhand bedurfte, um ein völlig abgeschlossenes, durch Thäler und Schluchten vom Verkehr geschiedenes Refugium für eine flüchtige Bevölkerung zu bilden. Der Natur war hier leicht durch Kunst zu Hilfe zu kommen.

Ein Eingang zur Befestigung befindet sich sowohl auf der Westseite, bei *B*, als auch auf der Ostseite bei *C*.

Auf der Westseite beträgt die Böschung des Hanges 30—40°, und die Flüchtlinge befestigten daher denselben durch eine aus Bruchsteinen bestehende Rohmauer oder besser einen Steinwall, welcher sich auf der ganzen Westfront am Rande des Plateaus in einer Länge von ca. 200 m hinzieht. Der Westeingang wird ferner vertheidigt durch ein aus mächtigen Steinquadern gebildetes Eingangsthor. Diese ge-

stossenen, nicht behauenen Sandsteinquadern haben eine Länge von 1 m und darüber, eine Breite und Höhe von $\frac{1}{2}$ m. Der Eingang selbst ist 3 m breit und 4 m lang. Zur Linken sind fünf Schichten dieser Quaderblöcke zu einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ m, zur Rechten vier Schichten zu einer Höhe von 2 m gethürmt. Ursprünglich waren diese beiden Schichten gleich und trugen einen verschwundenen Riesenquader als Querbalken. Die Bauern der Umgegend benutzten die prächtigen Steine, welche ohne Mörtelverband aufeinander liegen, zu ihren profanen Zwecken. Dieser cyclopische Mauerverband setzt sich jetzt noch nördlich vom Eingangsthor auf 5 m, südlich davon auf 8 m fort. Die Mauerstärke wird durch je zwei der Länge nach neben einander gelegte Quadern gebildet, so dass dieselbe 1 m beträgt. Das Plateau ist auf der Linie B—C ca. 40 m breit, während es sich nach Nord und Süd eiförmig zuspitzt. Nahe am Eingang C führt ein mit Steinplatten belegter Weg über den etwas unebenen Boden des Felsplateaus. Auf der Ostseite stürzen, wie erwähnt, die Felsen 40—60 Fuss steil ab zum Hange, der dann weiter zu der wohl 400 Fuss untenliegenden Thalsohle führt. Der Eingang bei C ist in schiefer nordöstlicher Richtung durch den Felsen geschrotet. Der Weg ist 2 m breit, links und rechts steigen die Wände 2—4 m hoch an. Während am Westeingange einfache rechteckige Falzen die Thorangel seiner Zeit aufnahmen, ist hier am Osthange eine ganz eigenthümliche Vorrichtung zur Thorsperre angebracht gewesen. In die Felswand zur Linken sind drei bogenförmige, in gewissen Abständen eingehauene Einschnitte angebracht, welche in einer halbkugelförmigen Vertiefung enden. Der vierte Einschnitt geht von oben nach unten und endigt gleichfalls in dieser hohlen Halbkugel. Auf der linken Felswand sind in entsprechenden Intervallen 4 etwas seichtere halbkugelförmige Vertiefungen eingehauen. Die Vorrichtung diente wohl zur Aufnahme und Einkeilung biegsamer Holzstämme, hinter welchen ein Verhau den Eingang völlig sperrte. Das ganze Plateau ist zur Zeit mit einem Buchenhochwald bedeckt, dessen dünnere Stellen besonders am östlichen Felsenrande einen reizenden Blick auf den Thalkessel, den Burgalb und den kuppelförmigen Hundsberg im Norden gewähren. In der südlichen Hälfte, etwa 45 m vom trigonometrischen Zeichen, welches sich bei F am Südrande des Plateaus erhebt, ist eine quadratische Vertiefung in den Felsen gehauen, bei E. Die Seiten derselben messen 3 m, die Vertiefung geht auf 4 m steilwandig hinab. Weiter findet sich in der Mitte der unteren Fläche ein Brunnenschacht von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, der zur Zeit mit Steinen, Holz, Laub zugefösst ist.

Aeltere Leute von Waldfishbach erinnern sich, dass dieser Schacht, welcher offenbar zur Herausbringung von Trinkwasser diente, Steine oder Holzscheiter hindurchliess, welche dann ganz unten im Thale im oben erwähnten „Heidelsborn“ im Süden zum Vorschein kamen. Den einstigen Wasserspiegel dieses mit riesiger Anstrengung ausgebohrten Ziehbrunnens bildete eben dieser „Heidelsborn“, dessen Fluth nur aus der Felsmasse der „Heidelsburg“ herausprudeln kann. Die Vertiefung von 9 qm Fläche diente wohl zur Unterbringung des Ziehapparates. Eine Ausgrabung des Brunnenschachtes war bisher aus Mangel an Zeit unthunlich. Auf der Nordfront der Befestigung erhebt sich bei A ein bedeutender Schuttkegel. Derselbe hat die Gestalt eines an den Enden der Längsaxe abgeplatteten Ellipsoides mit einem von W. nach O. gehenden Längsdurchmesser von 22 m und einem von S. nach N. gehenden Breitendurchmesser von 13,15 m. Der Umfang beträgt für den nördlichen Halbkreis 26 m, für den südlichen 24 m, in Summa 50 m. Die Höhe des Kegels beträgt vom Plateau aus 2,40 m. An der Nordseite zieht sich ein Graben hin, welcher den schmalen Felsrücken quert, welcher unsere Felsnase mit dem nach Norden ziehenden Fröhnberg oder hinteren Sommerkopf in Verbindung setzt, der nach der Generalstabkarte wohl in 380 m Seehöhe liegen mag. Ein natürlicher Felsspalt hat hier der nachhelfenden Menschenhand bei der Arbeit der Grabenanlage vorgearbeitet. Der Graben ist von der Sohle bis zum unteren Rande des Schuttkegels an 6 m tief durch den Felsen geschrotet. Eine Strecke weiter nach Norden schneidet ein zweiter künstlicher Graben den Felsrücken ab, so dass das Plateau durch zwei Gräben, den Thurm, der den Schuttkegel gebildet hat, die Westmauer und die Felswände im Süden und Osten nach allen Seiten auf künstlichem und natürlichem Wege abgeschlossen und vertheidigt war.

Eine weitere Fortifikation zur Verstärkung der natürlichen Position scheint sich oberhalb des Osteinganges bei D befunden zu haben. Eine Fundschicht fehlt hier allerdings, doch spricht die kreisförmige Anlage des hier etwas erhöhten Felsgrundes für einen ehemaligen Holzthurm, der hier den Eingang vertheidigte. Weitere Gebäulichkeiten dürften nach der Terraingestaltung südlich der Linie BC gestanden haben.

Die Ausgrabungen, welche der Verfasser leitete, mussten sich bei der Kürze der Zeit auf die Untersuchung zweier Hauptthatsachen beschränken; erstens die des Walles auf der Westseite, zweitens die des Schuttkegels im Norden der Befestigungsanlage.

Beide Zwecke wurden erreicht, und könnte eine weitere Ausgrabung nur die Untersuchung des Walles weiterfortführen.

In den Wall liess Verfasser nördlich vom Westeingange zwischen B und A mehrere Einschnitte bis auf die Felsenkante machen. Es zeigte sich, dass dieser 3—4 m breite Wall in seiner oberen Schicht aus zusammengestürzten Steinschrotten bestand, zwischen denen harte Kalkbrocken in ziemlicher Menge lagen. In der unteren bis 1 m tiefen Schicht stiess man nirgends auf Mörtelstücke. In der Wallanlage traf man überall Spuren eines starken Brandes an; davon legten Zeugnisse ab: angebrannte Steine, veraschte Erde, mit Steinresten und Holzkohlen zusammengesmolzene und zusammengebackene Mörtelbrocken. In der oberen Schicht fanden sich Gefässstücke, welche auf der Drehscheibe gefertigt waren, von rother und hellgelber Farbe und starkem umgeschlagenem Rande (vgl. Taf. V Fig. IV. V), ferner ein Scherben von einem Gefässe aus terra sigillata mit eingedrückten linearen Verzierungen (vgl. Fig. VI). Alle diese keramischen Produkte gehören nach dem vorliegenden Vergleichungsmaterial der spätrömischen Periode, etwa dem Ausgange des 4. Jahrhunderts n. Chr. an. Ausserdem ward neben diesen Altsachen ein eisernes Zängchen, die eiserne Tülle eines Lanzenschaftes, der hintere Theil einer eisernen Francisca oder überhaupt eines Wurfbeiles ausgegraben. Ferner fand sich in diesem Einschnitte eine gut erhaltene Bronzemünze von Kaiser Constantinus (vgl. Taf. V Fig. III). Auf der einen Seite das Bild des Imperators, auf der andern die Darstellung eines Triumphbogens mit einem Stern in der Mitte und der Umschrift: *providentia Caesaris*. In der tieferen Schicht lag unmittelbar auf dem blossgelegten Felsen ein Steinbeilchen (Taf. V Fig. I). Dasselbe besteht aus weisslichem Schiefergestein, wie es zunächst auf dem Hunsrück lagerhaft vorkommt, ist wohl geschliffen, hat eine scharfe Schneide von 2 cm Breite und eine Länge von 8 cm. Dieses Schneideinstrument war ursprünglich in eine Hornfassung eingesetzt und diente nach Hunderten von Analogieen, welche die Schweizer Pfahlbauten bieten, als Messer. Dicht daneben lag eine Scherbe, wie schon Rausch deren mehrere gefunden hatte, von rohem Charakter, ohne Spur der Drehscheibe und schwarz glänzender Oberfläche (vgl. Taf. V Fig. VII). An der spitzen Bruchstelle befindet sich der Ansatz zu einer ornamentartigen Buckelbildung. Gefässe mit denselben Ornamentmotiven sind in der unteren Schicht der Dürkheimer Ringmauer zahlreich ausgegraben worden (vgl. d. Vf.'s

„Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ II. Abth. Taf. II u. III Fig. 11, 14—15, 24—26).

Ein dritter, wichtiger Fund aus dieser Schichte ist der einer gallischen Bronzemünze (vgl. Taf. V Fig. II). Dieses Münzstück hat die Grösse eines Zehnpfennigstückes, ist gegossen und trägt auf dem Avers die Gestalt eines eilig vorwärts schreitenden, behelmten Kriegers. In der Linken trägt er ein Schwert oder einen Speer, in der Rechten einen kleinen runden Schild oder einen Torques. Auf dem Revers befindet sich ein schreitender Bär und darüber eine Schlange oder eine Schildkröte. Ein zweites Exemplar fand sich auf pfälzischem Boden zwischen den Grabhügeln oberhalb Ramsen bei Eisenberg-Rufiana (im Museum zu Speyer). Nach Hettner: „Führer durch das Provinzialmuseum zu Trier“ 2. Aufl. S. 64 N. 76—83 werden gallische Münzen solcher Art „häufig“ gefunden in den Gebieten der Viromanduer, Bellovacer, Helvetier, Treverer, in den Grenzen der Gallia Belgica und am Oberrhein¹⁾. Nach den Angaben des Caesar, des Strabo und des Ptolemaeus befindet sich unser zur Blies abfallendes Terrain entweder auf dem Grenzgebiete der Treverer, Mediomatricer und Triboccer, oder, wenn diese Grenze nicht vielmehr vom Rhein über den Schorlenberg durch das sumpfige Gebiet der Kaiserslauterer Senke bis zur Einmündung der Blies in die Saar sich hinzog, mit mehr Wahrscheinlichkeit im Gebiete des letzteren, gallischen Stammes. Darnach wäre diese Münze auch für die Landschaft der Mediomatricer nachgewiesen (über die Gebiete der Mediomatricer und Treverer vgl. Pauly's Realencyclopädie IV. B. S. 1700, VI. B. 2. Abth. S. 2087—2088, Kiepert: Atlas antiquus Tab. XI u. Lehrb. d. alt. Geogr. §. 451; Strabo IV, p. 193 C, sowie die Tabulae in Strabonis geographica ed. Müller et Dübner IV. Gallia).

Bei der Wichtigkeit dieser Untersuchung für die Ringwallfrage (vgl. Bericht über die Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Trier 1884 S. 176—180 und des Vf.'s „Studien“ III. Abth. S. 71—86) sei hier hervorgehoben, dass von mittelalterlichen Gefässen keine Scherbe sich fand. Constatirt sind die zwei Schichten aus der vorrömisch-gallischen und der spätrömisch-nachconstantinischen Periode. Eine dritte Epoche der Benutzung hat der Bering

1) Eine gallische Münze ähnlichen Gepräges von Ottweiler ist in den Bonner Jahrb. H. 21 Taf. III Fig. 1 dargestellt. Nach de la Saussaye und Duchalais wird diese in der Champagne und in Lothringen häufig gefunden.

der „Heildsburg“ nach den Fundstücken nicht aufzuweisen. Dasselbe Resultat für die untere Zeitgrenze brachte die Blosslegung des Schuttkegels bei A.

Im Graben unten und zwar auf der Westseite desselben stiess Verfasser am 23. August auf den umgekehrt liegenden Grabstein des Catonius Catullinus, und eine Lücke im Thurmstumpfe oberhalb dieser Stelle gab den Anlass zum Einsetzen von Hacke und Spaten an dieser Stelle. Die dreitägige Fortsetzung der Untersuchung gab das Resultat, dass die Aussenseite des Schuttkegels auf die ganze Länge des Nordbogens = 27 m ausneben- und aufeinandergesetzten römischen Skulptur- und Inschriftsteinen bestand. Auf eine Breite von 2 m und eine Höhe von 1,50—1,70 m war dieser Mauermantel zusammengesetzt aus Grabmonumenten und deren Theilen, aus Inschriftsteinen und aus Werkstücken, die entweder zu den Grabbauten oder zu kleinen Sacellen gehörten. Die schönsten Monumente waren in der Mitte der Schichten mit sichtbarer Schonung eingestellt. Dazwischen lagen massenhaft Brocken desselben steinharten Kalkmörtels, den man im Bering antraf, zum Theil durch den stattgehabten Brand verschlackt und verglast, weiter Holzkohlen und Gefässscherben von dem Taf. V Fig. IV und V dargestellten spätrömischen Typus. Auf der Nordseite war dem Felsen G gegenüber aus zwei Hausteinen, dem Inschriftstein des Marinius Iuanarius und einem Säulenstück der Seitenrand eines 1 m breiten Thoreinganges gebildet, der mit dem gegenüberliegenden Felsen nach deutlichen Spuren von Balkeneinlagen durch eine Holzbrücke verbunden war. In diesem Eingange war die Schicht von verschlackten Mörtelbrocken und Holzkohlen besonders stark. In die Südseite des Schuttkegels wurde eine Reihe von tiefen Einschnitten gemacht, um festzustellen, ob auch hier eine Steinmauer sich hinzog. Ueberall stiess man bis zur Sohle auf den kompakten, steinartigen Mörtel, hie und da auch auf einen Bruchstein, aber im Ganzen war von einem regelmässigen Mauerductus keine Spur. Ohne Zweifel gehörten diese Monumente, Inschriftsteine und Werkstücke, zu einem römischen Friedhofe, dessen Grabmäler im Thale längs der von Johanniskreuz nach Bitsch zu führenden Strasse standen. Und zwar deuten die Grabmäler, besonders eine primitive und zwei reich ornamentirte Steinkisten, auf die Periode der Leichenverbrennung, während die Grabstele auf Taf. VI, 2. 3. auf Leichenbestattung bezogen werden muss. Beim Herannahen feindlicher Horden oder in der nachconstantinischen Periode während beständiger Einfälle der Barbaren schleppten die Provinzialen der Kürze halber

die Grabsteine ihrer Vorfahren hierher auf die Höhe, wo schon vor einem halben Jahrtausend ihre Vorväter, die Mediomatricer, Schutz gegen die Cimbern und Teutonen oder gegen die Triboccer gesucht hatten, und thürmten aus den zum Theil entzweigeschlagenen Denksteinen die Aussenseite eines Propugnaculums auf der schwächsten Seite. Sie gossen die ganze vielleicht rampenartige, vielleicht thurmähnliche Anlage im Fundament mit Mörtel aus und vertheidigten von einem hölzernen Oberbau aus sich und ihre hierher geflüchtete Habe gegen den Angriff der Alamannen, der Vandalen, Alanen, Sueven und anderer germanischer Plünderer. Durch einen starken Brand ging der Nothbau zu Grunde. Von menschlichen Knochen fand sich bisher keine sichere Spur; dagegen lagen zahlreiche und starke Thierknochen (Pferd oder Rind?) südwestlich vom Thoreingang des Thurmstumpfes.

Dies die Situation des Befundes, nun zur kurzen Schilderung der zum Thurmbau verwendeten Hausteine, von denen die werthvollsten in das Museum nach Speyer verbracht wurden, während die übrigen weniger wichtigen in situ verblieben, um über die Anlage des Werkes den Besucher zu unterrichten.

Das Material besteht aus einem rothen, grobkörnigen Sandstein, wie er sich auf und am Plateau nicht vorfindet; nach der Aussage von Technikern nähert er sich dem Sandsteine, wie er östlich und nordöstlich von Waldfischbach und Burgalben am Galgenberge und Schwarzbacherhang lagerhaft vorkommt, immerhin in einer einstündigen Entfernung. Die Spuren einer römischen Niederlassung wurden im Thale bisher nicht aufgefunden; von Heltersberg, einem Dorfe $\frac{5}{4}$ Stunden nach Norden zu, ist aber ein Stück römischer Strasse bekannt, von Waldfischbach der oben erwähnte Centurionenstein; das sind Andeutungen, woraus man auf die frühere Besiedlung der Gegend durch romanisirte Provinzialen, Nachkommen der Mediomatricer Caesars, schliessen kann. Wo speciell diese Monumente standen, wird kaum zu enträthseln sein; ob etwa unten längs dem alten Strassendamm, der gen Süden nach Clausen zu führt oder näher an Burgalben, dessen Raum auf eine alte Befestigung hindeutet: diese Frage ist vor der Hand kaum lösbar.

In der Darstellung hängen diese Monumente mit den Grabdenkmälern der Gallia Belgica zusammen, wie sie Hettner von Neumagen an der Mosel beschrieben (vgl. „Die Neumagener Monumente“ Frankfurt a. M. 1881), wie sie uns in Lothringen, besonders im Solimariaca-Soulosse entgegnetreten (vgl. L. Beaulieu: „Archéologie de

Lorraine“ I. Tom.), wie sie in den römischen Thermen von Luxeuil vorkommen (vgl. Desjardins, „les monuments des thermes romaines de Luxeuil“ Paris 1880), wie sie ferner zahlreich in den Grabsteinen von Autun erscheinen (vgl. „Autun archéologique“ Autun 1848) und wie sie endlich G. F. Prat für Arlon geschildert hat (vgl. „histoire d’Arlon et de la province de Luxembourg“ Arlon 1874). Nach der Aehnlichkeit der Situation und der Denkmäler gehören hieher auch die Funde im Römerkastell zu Epfach am Lech, südlich von Augsburg (vgl. „1. Jahresbericht des hist. Vereins im Oberdonaukreis“ 1835).

Sind die Heidelburger Denkmäler auch weder so zahlreich wie die von Autun und Arlon, noch so charakteristisch und spezialisirt wie die von Neumagen, so geht doch auch aus ihrer kritischen Betrachtung hervor, dass sie aus einer Vermischung der Traditionen römischer Kunst und der fortwirkenden Anschauungsweise der gallischen, eingebornen Bevölkerung entstanden sind. Römischen Ursprungs ist die Technik der Künstler, die Art der Anwendung der Architekturformen von Piedestal, Gesims, Fries, Säulenbildung etc., obwohl sich gerade hierin eine gewisse Nachlässigkeit der Form nicht verkennen lässt. Autochthonen Ursprungs ist die Darstellung der mit porträtähnlicher Genauigkeit ausgeeisselten Ehepaare, die Lebendigkeit der Auffassung, das Erscheinen der reitenden Matrone, viele Eigenthümlichkeiten in Tracht und Attributen u. A. Charakteristisch für die religiösen Anschauungen ist das Hereinragen des Attiskultus, dieses von Phrygien, Thracien und Kleinasien nach dem Osten eingewanderten orgiastischen Naturdienstes, der nach den bisher gemachten Befunden besonders im Rhein- und Donaulande und in Gallia Belgica Verbreitung gefunden zu haben scheint (vgl. Pauly’s Realencyclopädie I. B. 2. Abth. S. 2113—2116, Bonner Jahrb. Heft 23 S. 49—56; über die Verwandtschaft des Attiskultus mit der Verehrung des Adonis und des assyrischen Esmun vgl. Movers: „Die Phönizier“ 1. B. S. 223, 532—533). Plutarch (amator. C. 12) sagt von diesem Dienst: „er hat sich aus dem Gebiete barbarischen Aberglaubens durch Weiber und Eunuchen bei Griechen und Römern eingeschlichen.“

Von sonstigen mythologischen Typen und Symbolen ist hier hinzuweisen auf den geflügelten Genius, welcher dem Attis auf Taf. VII, 2 gegenübersteht. Trotz entgegenstehender Bedenken hält der Verfasser ersteren für eine Symbolisirung des Todes, während letzterer nach der Gestalt seines Mythos auf das Fortleben der Seele hinweist. So könnte man in dieser Symbolik fast christ-

liche Reminiscenzen erkennen. Wenn auch das doppelt dargestellte Delphinpaar mit den darüber angebrachten Masken (vgl. Taf. VI, 1) nicht absolut auf christlichen Ursprung zurückgehen muss, so würde christlichen Anlehnungen die ungefähr bestimmbare Entstehungszeit der Hauptmonumente nicht entgegenstehen. Nach den gefundenen Münzen, sowie nach der Steinkiste und deren Gebrauch im Rheinlande geht die Entstehung dieser Denkmäler vom Beginn des 4. Jahrhunderts n. Chr. hinauf bis in das Ende des 2. Jahrhunderts, also von ca. 300—200 n. Chr., und damals schon hatten die Christen am Rhein zahlreiche Anhänger und Gemeinden, ja selbst Bischofssitze (vgl. Schannat: „Hist. episcop. Wormat.“ I. Tom. p. 5; objektiver Fuchs: „Geschichte der Stadt Worms“ S. 14—18; ausserdem Häusser: „Geschichte der rheinischen Pfalz“ 1. B. S. 4¹¹). Wollte man jedoch auch diesen Untergrund ablehnen, so ist für die kulturgeschichtliche Auffassung ausser den Andeutungen über Bestattung, Tracht und Kunst der Umstand von Bedeutung, dass damals, als die gallischen Künstler hier die Steine ausmeisselten, die alten Götter hinter neueren Kulte und besonders orientalischen zurückgetreten waren. Auch diese Thatsache wirft auf die Zeit und ihre Anschauung ein gewisses Licht.

Ueber die zumeist fragmentirten Inschriftsteine sei hier bemerkt, dass sie alle privaten Charakters sind und die Grabmonumente mit ihrem Texte begleiten. Die Form der Buchstaben ist ziemlich verschieden. Die eine bemüht sich, den Typus der alten Quadratform mit der Breiteit und Stärke der Buchstaben, mit dem ausgebogenen O, dem ausgezogenen C nachzuahmen; charakteristisch sind die I mit herabgezogenem Querstrich \perp , die T mit kurzem Querstrich T und die A mit im Winkel eingehauenen Mittelstrich Λ . Eine zweite Form hat einen flüchtigeren und leiseren Duktus; besonders schablonenhaft sind die häufigen Attribute „filius“, „filia“ behandelt. Doch könnte solche Differenz sich wohl weniger vom Zeitunterschied, als von dem für Denkmal und Inschrift bezahltem Preise herschreiben. Im Ganzen stimmen auch die Inschriften mit dem sonst bekannten Charakter der oben angegebenen Periode überein.

Bezeichnend sind die auf den Steinen eingemeisselten Eigennamen. Nach ihrer Provenienz lassen sich unter ihnen drei Reihen unterscheiden: römische, gallische und gallisch-germanische Namen. Unter den 17 erhaltenen Gentil- und Beinamen stehen die gallischen an Zahl voraus. Diesem Idiome gehören an: Drappo, Dagilius Sena,

Courunus, Puster, Stinnaius, Vetidonneta. Auf römischen Ursprung gehen zurück: Catonius Catullinus, Cianaius Collinus, Marinius Ianuarius, Tertia. An germanische Zunge möchte sich vielleicht anschließen Ammonis, das zu Ammo gehört, eine Namensform, die auch zu Epfach vorkommt, und Indu . . ., eine Wurzel, die wir in Indutus, Indutiomarus, Indutillus wiederfinden. Die Ableitung von Scitus ist unsicher.

Im Ganzen wiederholt auch die Analyse der erhaltenen Eigennamen, deren genaue Bestimmung sich aber erst nach dem Erscheinen des Bandes vom Corpus inscriptionum Latinarum vornehmen lässt, welches Gallia und Germania enthalten wird, das Bild, welches die Betrachtung der Kunstdenkmäler in uns erweckt hat. Wir haben hier die Rudera der Epoche rheinischer Geschichte vor Augen, welche von einer aus gallischen, römischen und einzelnen germanischen Elementen gemischten Bevölkerung getragen wurde und zwar aus einer Zeit, in der die Nationen des weiten Römerreiches den Sonderheiten ihrer innersten Anschauungen verlustig gegangen waren und sich im Ethnos und Ethos ein Gemenge gebildet hatte, dessen widerstandslose Erscheinung bald genug dem kraftvollen Ansturm neuer, saftstrotzender Völker, die von jenseits des Rheines kamen, zum leichten Opfer fallen sollte.

Von einer Episode aber aus diesem Kampfe zwischen den letzten Provinzialen im Rheinlande und den Germanenschaaren des Ostens erzählen uns die gebrochenen Mauern des Beringes und die durch Brand zerstörte Stätte der Heidelburg. Nun zu einer gedrängten Schilderung der Denkmäler selbst, wobei in manchen Einzelheiten auf die trefflichen von Prof. Schubart zu Speyer gezeichneten Abbildungen Taf. V—VII verwiesen sei.

3. Die einzelnen Denkmäler und Inschriftsteine.

Vorausgesandt sei, dass sich alle Skulpturen mit Ausnahme eines kleinen Fragmentes im Museum zu Speyer befinden und dass sämtliche Werksteine aus Bundsandstein bestehen.

1. Eine Grabstele, gefunden in zwei Stücken (vgl. Taf. VI, 2. 3).

Höhe = 125 cm, Breite = 89 cm, Tiefe = 29 cm;
am oberen Ende ein 10 cm tiefes, 9 cm langes, 3 cm breites Zapfenloch zur Aufnahme einer Metallklammer. Abgebildet im Flachrelief unter einem baldachinartigen Ausschnitt ein Ehepaar. Der Gatte ist bekleidet mit

einem bis auf die Knie herabfallenden Gewande, über die rechte Schulter eine Chlamys geschlagen. Die Haarfrisur ist in Löckchen geordnet; den Hals schmückt ein starker, gewundener Torques, wie er ganz ähnlich in Hügelgräbern bei Dhaun auf dem Hunsrück gefunden ward. In der Linken hält er eine an einem 27 cm langen Stile befestigte Axt. Das Eisen daran ist 9,5 cm lang und die Schneide scharf abfallend, wie bei der Francisca, die sich wohl am Mittelrhein aus der römischen Ascia entwickelt hat. Die Frau ist bekleidet mit einer schief über die Hüften fallenden Tunica; die Toga geht darunter bis zu den Fussspitzen. In der Rechten trägt sie ein gehenkeltes Alabastrum. — Ähnliche Vollfiguren auf Grabmälern kommen in Gallia Belgica häufig vor. Eine ganz ähnliche Darstellung bei Beaulieu: „Archéologie de Lorraine“ 1. Tom. Pl. I. Fig. 12 und Pl. V. Fig. 2, auch hier ist das Beil dargestellt. Dasselbe findet sich ferner in „Autun archéologique“ p. 189 und 190. Dort wird diese „hache“ als das Symbol einer Corporation von Holzhändlern aufgefasst. Auch der gallische Gott Esus oder Hesus trägt auf einem Pariser Denkmal ein solches Beil.

Nach dem kurzen Stil ist es als ein Wurfbeil aufzufassen, und wären wir geneigt, dasselbe bei seinem häufigen Vorkommen auf Denkmälern der Mediomatricer und Aeduer als Nationalwaffe aufzufassen, als die *mataris*, von welcher die Mediomatricer den Namen führen (vgl. Glück: „Die bei Caesar vorkommenden gallischen Namen“ S. 134—138 und Caesar: „de bello gall.“ I, 26). Eine Bestätigung dieser Ansicht ist der Befund zahlreicher solcher Wurfbeile im Urnenfelde zu Mühlbach am Glan (1882 und 1884), das chronologisch mit den Heidelberger Denkmälern ziemlich zusammenfällt. Die Objekte befinden sich im Museum zu Speyer.

Das gehenkelte Alabastrum findet sich in derselben Gestalt bei zwei Grabsteinen von Luxeuil S. 26 u. S. 40 a. a. O. Auf der zweiten Darstellung wird das Oelgefäß von einer männlichen Person getragen. Die Köpfe sind hier wie bei den zwei nachfolgenden Grabstelen nach Portraits gearbeitet.

2. Eine Grabstele; wenig beschädigt (vgl. Taf. VII, 1. 2). H. = 54 cm, Br. = 90 cm, T. = 56 cm, ohne Falz.

Auf der Vorderseite wiederum ein Ehepaar unter einem Baldachin im starken Flachrelief. Der Mann bekleidet mit einem an Brust, Schultern und Arme eng anschliessenden Gewande. Der Kopf ist im Gegensatze zur Schädelbildung der vorigen Mannesgestalt offenbar dolichocephal; die Haare sind emporgestrichen, die Oberlippen ziert

ein Schnurrbart. Um den Hals trägt er wiederum einen starken Torques. In der Linken trägt die Gestalt ein mit der Schneide nach aussen gekehrtes Beil, ähnlicher Fassung wie bei Nr. 2; nur ist die Bildung des geschweiften Eisen noch ähnlicher der Form der Francisca. Auch die Frau hat im Gegensatz zu Nr. 1 und 3 ein schmales Haupt. Die Haarfrisur scheint aus zwei aufeinandergesetzten Lockenreihen zu bestehen, von welchen je eine Schmachlocke oder die Schleierenden über die Schultern hereinfallen. In der Linken trägt sie ein wohlausgebildetes Poculum. Auf der vom Beschauer zur Rechten abfallenden Seitenwand ist ein nackter, geflügelter Genius dargestellt; die wenig entwickelten Brüste deuten kein bestimmtes Geschlecht an; der rechte Unterarm ist abgebrochen; der linke in die Höhe gerichtet, scheint eine Pantomime ausdrücken zu wollen. Auf der linken Seitenwand ist das unten abgebrochene Brustbild einer jugendlichen Figur dargestellt, deren Haupt mit einer phrygischen Mütze und deren Hals mit einem deutlichen Torques geschmückt ist.

Das Poculum, offenbar ein Salbengefäß, kommt auf Grabstelen der Gallia Belgica ausserordentlich häufig, fast regelmässig vor und zwar als Attribut für Frauen und Männer. Man vgl. bei Beaulieu 1. Tom. Pl V. Fig. 1, in „Autun archéol.“ p. 189, Mann mit Poculum und Ascia, p. 194, 196, 198, 199, in „histoire d'Arlon“ Atlas Pl. 18 u. s. w. Auch auf den Epfacher Grabstelen erscheint dieser Kelch.

Zur Haartracht und dem Schnurrbart der mit germanischer Gesichtsbildung dargestellten Mannsgestalt vgl. den Mars in „histoire d'Arlon“ Atlas Pl. 39 und 176.

Die Figuren sind mit relativer Kunst dargestellt, und besonders das männliche Bild und der Genius entbehren nicht eines gewissen lebendigen Eindruckes auf den Beschauer.

Während der Knabe zur Linken wahrscheinlich als eine gallisirte Darstellung des jugendlichen Attis zu deuten ist, wird der geflügelte Genius, der ähnlich auf andern Grabmälern der Gallia Belgica erscheint, schwieriger zu erklären sein. Geflügelte Genien sind besonders zahlreich auf den Skulpturen von Arlon; vgl. Atlas Pl. 2, 10, 11, 21, 33, 54, 79 b und besonders charakteristisch als Thanatos, der einen älteren Mann unerbittlich mitgehen heisst, Pl. 83. Ein Attis mit einem geflügelten Genius erscheint Pl. 33; auf dieser Darstellung entspricht besonders der schlummernde Attis genau dem hier auf Nr. 2 den Künstler leitenden Gedanken. Wir sehen, wie schon erwähnt, in Attis die Verkörperung des Fortlebens der Seele, und

in diesem Genius, der eines melancholischen Gesichtsausdruckes nicht entbehrt, die Symbolisirung des Todes (vgl. Pauly's Realencyclopädie V. B. S. 169—171 und Lessing's und Herder's bekannte Abhandlungen: „Wie die Alten den Tod abgebildet haben“; in Betracht kommt hier die Darstellung des Eros als Thanatos auf Münzen; vgl. Riggauer: „Eros auf Münzen“ S. 20, 27—29 und Abbild. 18).

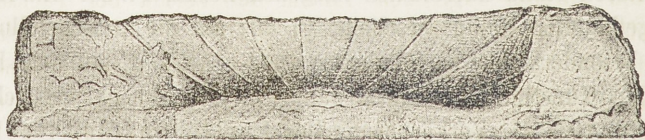
3. Eine Grabstele, gut erhalten (vgl. Taf. VI, 4. 5). H. = 36 cm, Br. = 90 cm, L. 60 cm; ohne Falz.

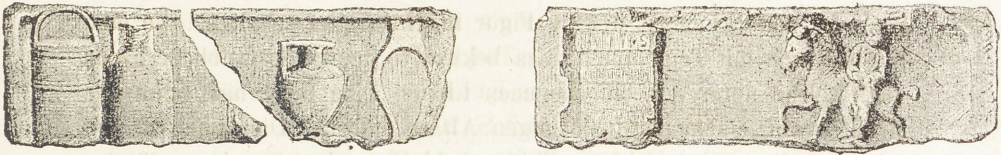
Die zwei Köpfe treten medaillonartig aus dem hohl ausgemeisselten Hintergrunde hervor, dessen vier Kanten das Ganze wie ein Rahmen einfassen. Auch hier sind die zwei Brustbilder Portraits.

Der Mann hat breiten Schädel wie Nr. 1, in Löckchen geordnetes Haupthaar und glatte Wangen. Den Hals umgibt ein auffallend starker, gewundener Torques. Das Haar der Frau ist an den Ohren mit einer Art von Nesteln zusammengehalten; ein ziemlich breiter Schleier fällt vom Scheitel auf die Schultern herab. Die Schädelbildung ist dolichocephal wie bei ihrem Pendant auf Nr. 2. Bei diesen drei Grabstelen wiederholt sich dreimal der Torques. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass des Oefteren bei diesen gallischen Grabmälern zwischen einem metallenen Halsring und dem aufgekrempelten Rande des Untergewandes eine Verwechslung stattfinden kann. Allein bei genauem Studium unserer Skulpturen kann hier von einer solchen Täuschung keine Rede sein. Auch auf den Grabmonumenten von Arlon kommen neben diesen Gewandrändern deutlich ausgedrückte Halsringe vor. Man vgl. a. a. O. auf Pl. 70 die mit dem Torques geschmückte Mittelfigur mit den drei Figuren zur Linken und der Gestalt zur Rechten, deren Gewand am Rande umgelegt ist; vgl. weiter Pl. 18, 40, 63, 69 mit Pl. 60. — Wie oben erwähnt, finden sich auch solche starke Torques aus gewundenem Bronzedraht in spätrömischen Grabhügeln, welche am Südhang des Hunsrücks auf dem Gebiete der Treverer liegen.

4. Ein Piedestal mit Skulpturen auf drei Seiten. L. = 84 cm, Br. = 60 cm, H. = 21 cm.

Das Werkstück bildete den Theil des Unterbaues für ein grösseres Grabmonument.





Auf der Vorderseite ist eine muschelartige Höhlung eingehauen, deren unterer Theil in den Stein einspringt. Auf der rechten und linken Seitenwand sind friesartig zwei Flachreliefs angebracht. Das erste zur Rechten stellt eine auf einem Pferde sitzende Matrona dar, welche einem thurmartigen Bauwerk zu reitet. Die Frauengestalt ist mit einem langen Gewande bekleidet, hält die Arme aneinandergeschlossen und sieht nach dem Thurme zu. Letzterer ist viereckig und besteht aus zwei Geschossen; das untere ist gegenüber dem vortretenden Oberstock zurückgezogen; drei Zinnen mit grossen Intervallen bekrönen den Bau. Auf der linken Seitenwand sind in guter Ausführung vier Ziergefässe angebracht: 1. eine gehenkelte und gerippte Situla, 2. eine Amphora ansata mit cylinderförmigem Bauche, 3. eine Amphora ansata = Henkelkrug mit kugeligem Bauche, 4. ein henkelloser Krug = Lekythos.

Wenn auch ähnliche reitende Matronen auf den Denkmälern der Provinzen Gallia, Belgica und Germania nicht selten vorkommen (vgl. von Autun a. O. p. 230, von Luxeuil p. 21—22, hier auch p. 22 gedrängte Uebersicht, von Arlon Pl. 16, Bonn. Jahrb. a. v. St., zuletzt aus Baden B. J. 76. Heft S. 239—240), so ist doch die hier vorkommende Verbindung mit einem Thurm römischer Konstruktion ein *Unicum*. Am nächsten kommt unserer Reiterin die *Epona* von Luxeuil, nur hält letztere den linken Arm erhaben und reitet nach Rechts anstatt wie hier nach Links, ebenso die *Matrona* von Büchig in Baden a. O. Zwei Erklärungen sind möglich, eine *socialis*, wornach hier die verstorbene Gattin abgebildet wäre, welche der Heidelberg zureitet, während die Gefässe ihren Haushalt symbolisiren; eine *mythologische*, wornach eine gallische Halbgöttin, und zwar am besten eine *Epona*, ihrem thurmartigen Heiligthum zureitet (vgl. den Thurm der *Veleda* bei Tacitus); die Prunkgefässe schmücken ihr *Sacellum*. Haben wir die Wahl, so geben wir letzterer Deutung den Vorzug, obwohl auch diese mancher Conjekturen zu ihrer Erläuterung bedarf. Vielleicht erfinden andere Interpreten eine bessere Deutung des monumentalen Räthsels.

5. Ein Eckstein eines grösseren Grabmonumentes (vgl. Taf. VII, 3. 4). H = 49 cm, Br. = 72 cm, T. = 52 cm.

An den Ecken ist je eine Figur im Hochrelief erhalten. Die eine a. stellt eine mit Toga und Tunica bekleidete gegürtete weibliche Figur vor, welche unter der eingebogenen Linken eine Rolle hält, mit der Rechten auf einem phallusförmigen Altare opfert. Die andere b. ein mit enganliegendem, faltigem Chiton bekleideter Jüngling in gestützter Haltung; Arme und Beine scheinen nackt zu sein und sind wohl gerundet. Er stützt sich auf ein zum Theil erhaltenes Pedum. Der Kopf scheint ohne Bedeckung zu sein. Andere Figuren sind abgebrochen. In der zweiten Jünglingsgestalt ist unschwer Attis mit dem Pedum als Hirtenknabe zu erkennen; ganz dieselbe Stellung hat Attis auf dem Schweinschieder Felsmonument. Man vgl. die ähnlichen Darstellungen in den Bonn. Jahrb. 23. Heft Taf. I Fig. 2, Taf. II Fig. 1 und Text S. 50—52, von Arlon Atlas 2. Serie Nr. 32, ausserdem Pauly's Realencyclopädie I. B. 2. Abth. S. 2115.

6. Ein Sarkophag für eine Graburne. H. = 32 cm, Br. = 94 cm, T. 64 cm mit Zapfenloch. Die Vorderfläche nimmt ein bis zur oberen Kante ansteigender Giebel ein.

Auf dem Giebelfelde sind im Flachrelief zwei mit den emporgerichteten Schwänzen einander zugekehrte Delphine angebracht, rechts und links davon in den Giebelecken eine bartlose, schematisch behandelte Maske (kein Medusenhaupt, es fehlen die Schlangen). Ob Delphine und Maske hier eine symbolische Bedeutung haben, möchte zu bezweifeln sein; der Delphin gilt sonst als das Sinnbild der überlebenden Kraft. Wir halten diese Figuren als blosse Dekorationsstücke, welche allerdings auf traditionelle Symbolik zurückgehen. Vergleiche über diese unbärtigen menschlichen Masken A. Furtwängler: „Die Bronzefunde aus Olympia und deren Bedeutung“ S. 70—72. Es ist schwer zu sagen, ob diese Köpfe mit einem Medusenhaupt durch Korruption entstanden oder eine selbstständige dekorative Bedeutung a priori hatten. — In einer 15,5 cm tiefen rechteckigen Höhlung des Steines (68 : 36 cm), welche durch einen 15,5 cm breiten Eingang mit der Aussenseite verbunden war, ward ohne Zweifel Graburne und Beigaben deponirt. Solche Urnensarkophage kommen nach Professor Zangemeister's Mittheilung am Mont Dônon im Unterelsass häufig vor; ein kleinerer, hausförmiger Urnenbehälter aus Sandstein wurde zu Eisenberg i. d. Palz gefunden (im Museum zu Speyer

befindlich). Ein solcher Sarkophag, dessen Gesims mit Pflanzenmotiven reich dekoriert ist, abgebildet in „histoire d'Arlon“ Atlas 2. Serie Nr. 4.

7. Ein Sarkophag für eine Graburne; aus zwei Stücken bestehend. H. = 34 cm, Br. = 77 cm, T. = 53 cm.

Die Darstellung des Flachreliefs besteht gleichfalls aus zwei Delphinen und zwei Masken. Doch fehlt der durch den Giebel gegliederte Raum, und sind die roh gehaltenen Figuren in der viereckigen Vorderseite ohne architektonisches Ornament angebracht. Die Delphine wenden einander die Köpfe zu; die runden Masken stehen über den Schwänzen. — Der innere Hohlraum (32 : 20 cm), 15 cm tief, diente demselben Zwecke wie der vorige Stein.

8. Eine Steinkiste für eine Graburne; fragmentiert. Die Gestalt derselben bildete ursprünglich ein rechtwinkliges Parallelepipedum; die eine Seite ist abgebrochen. H. = 53 cm, Br. = 36 cm, T. = 40 cm.

Die Hohlwände sind 13 cm dick, der Hohlraum 18 cm hoch. — Ähnliche Steinkisten, in welche die Urne und Gerätegefäße, Lampen, Gläser etc. gestellt und die mit einem Steindeckel geschlossen wurden, sind bekannt von Eisenberg, Mainz, Wiesbaden, Salzburg u. a. O. Im germanischen Nationalmuseum befinden sich drei solche von dem Verfasser zu Eisenberg ausgegrabene Steinkisten. — Nach den dort gefundenen Münzen gehören sie der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts und der 1. Hälfte des 3. an.

Auf dem römisch-gallischen Friedhofe, von welchem die Monumente der Heidelberg herrühren, war, nach den vorliegenden Grabmälern zu schliessen, Verbrennung der Leichen noch vorherrschender Gebrauch.

9. Eine Sockelplatte für einen monumentalen Oberbau. L. = 108 cm, Br. = 93 cm, H. = 26 cm.

Dieses Piedestal hat nach aussen eine kymaartige Ausschwellung (31 : 21 cm), nachher und vorher ein aus zwei Plättchen bestehendes Karnies und in ihrer Mitte einen viereckigen Ausschnitt, auf dessen Kanten wohl der Inschriftstein zu stehen kam.

10. Eine Karniesplatte grösseren Umfangs musste wegen ihrer Schwere in situ liegen bleiben. Die Höhe derselben beträgt 18 cm; in zwei gebogenen Absätzen ist sein Profil ausgeladen, resp. eingezogen.



Von mehreren kleineren Fragmenten sind hier erwähnenswerth:
 11. Der Rückentheil einer im Relief dargestellten weiblichen (?) Figur. Bekleidet ist sie mit einer Aermeltonika; der rechte gebogene Arm scheint einen Gegenstand gehalten zu haben. Die Gewandung ist wie fast auf allen Stücken künstlerisch behandelt.

12. Zwei verschlungene Hände; eine dritte Hand scheint einen cylinderförmigen Gegenstand zu umfassen. Dieses kleine Fragment dürfte einem Ehepaarrelief angehört haben, wie sie z. B. von Luxeuil auf p. 30 und 40, von Arlon auf Pl. 20 mit zusammengelegten Händen dargestellt sind.

13. Weitere fragmentirte Architekturstücke gehörten zu Karniesen, Kapitälern, Säulenschäften und Grabmalbegründungen. Die Karniese sind meist gebildet aus einem senkrecht vortretendem Gesims und einer steil abgeschrägten Schmiege; die Säulenschäfte sind glatt. Die zwei Begründungsstücke sind gebildet von Kugelausschnitten, die von einer hohen Gesimsplatte eingefasst werden.

Viele dieser Stücke wurden wegen des schwierigen Transportes und ihrem geringen künstlerischen Werthe am Platze gelassen und sind auf der Heidelburg, theilweise noch in der alten Einbettung, in Angensein zu nehmen. Andere, so die Begründungen, sind nach Speyer verbracht worden.

Von Inschriftsteinen fanden sich 8 Stück im Thurmstumpf, darunter 3 vollständige, 5 fragmentirte. Auf manchen Steinen sind die Buchstaben durch den seinerzeitigen Transport, sowie durch die Zertrümmerung zu Werkstücken stark verwischt; eine Inschrift ist sogar abgespitzt. Bei solchen äusseren und manchen inneren Schwierigkeiten sollen die nachfolgenden Bemerkungen keiner sachgemässen Lösung der Inschriften vorgreifen, sondern nur Andeutungen geben. Ueber die Interpretation der acht Inschriftsteine zog der Verfasser vorher die Herren Zangemeister, Karl Christ und Ohlenschlager zu Rathe. — Den Text geben wir nach mehrfach angestellter Untersuchung der einzelnen Buchstaben.

Es folgen zuerst die vollständigen Inschriften, dann die fragmentierten. Zu welchen Grabmälern die einzelnen Inschriften gehören, ist bei der Art der Erhaltung des Materiales schwer zu sagen, kaum zu vermuthen — meliori cedo! —

14. Eine Sandsteinplatte, deren Obertheil in zwei Voluten ausläuft, in deren Mitte ein fragmentirter, kegelförmiger Aufsatz (Attika). Die Schrift ist eingefasst von einem tafelförmigen, oben links und rechts im Winkel eingeschnittenen Rande. H. = 64 cm, Br. = 60 cm, T. = 30 cm.

C A T O N I O C A
T V L L I N O · M · F
E T V X · S O R I
· H · P ·

= „Catonio Catullino MF (= Marci filio oder magistro fabrorum oder etwas ähnliches) et uxori s(?) heres posuit.“

Die Schrift ist quadratisch und sorgfältig ausgeführt. Z. 3 für uxori pleonastisch uxori. Am Ende der Obertheil eines S. Die Eigennamen kommen häufig vor.

15. Eine Sandsteinplatte, welche oben links und rechts von zwei angedeuteten Voluten eingefasst ist. An den Seiten eine zurücktretende Leiste. Der Stein diente als Thorfundament. H. = 90 cm, B. = 70 cm T. = 35 cm.

M A R I N · I · I A M
A R I E T V E T I · D · O
N N E T E F I L I · S ·
· T E R T I A · S · C I T I
· F I L · N A · T I S · V I
V A P

= Marin(i) Ianuarii et Vetidonnetae filii Tertii Sciti filia, natis viva, posuit.“

Der Ductus ist unsicherer als bei der vorigen Inschrift. Die A haben im Innern bald einen Vertikalstrich = A, bald daneben noch den Winkelhaken = A; T, I, L sind schwer zu unterscheiden, da die Querstriche bald zu kurz, bald überflüssig angebracht sind.

Z. 1 Marini für Marini; nu am Ende in Ligatur.

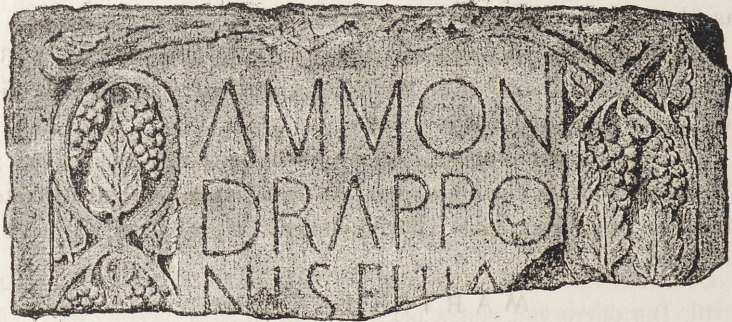
Z. 3 Vetidonnete für Vetidonnetae; filis für filii.

Z. 5 fil für filia.

Z. 6 der Kopf des P ist beim ursprünglichen Transporte mit einem

Eisenhaken zerstört worden. — „natis viva“ ist als Apposition zu „Tertia Sciti filia“ zu fassen; allerdings eine epigraphische Anomalie. Von den Namen sind Marinius, Ianuarius, Tertia bekannt; Vetidonneta und Scitus sind cognomina nova; dasselbe Stammwort wie ersterer hat der gallische Ortsname Vetomanis (vgl. Zeuss-Ebel: grammatica celtica p. 773). Citius kommt sonst vor, aber das dem „C“ vorangehende „S“ ist wohl keine Abbreviatur, sondern der Anlaut des nachfolgenden Vaternamens.

16. Ein Mittelstück, dem nach dem Zapfenloch ein Obertheil aufgesetzt war. Der Untertheil hat einen Bruch und fehlt wahrscheinlich ein grösseres Stück. Zwei links und rechts hervortretende Leisten sind hübsch dekorirt mit Weinlaub und Trauben, welche Guirlanden bilden. H. = 43 cm, Br. = 93 cm, T. = 64 cm.



= „Ammoni, Drapponis filiae“.

Die Schrift ist quadratisch und mit einer gewissen Opulenz ausgeführt.

Z. 1 ni am Ende in Ligatur. — Z. 3. Der untere Theil von liae abgebrochen, doch unterliegt die Lesung keinem Zweifel.

Ammoni ist entweder als Dativ Feminini zu lesen, oder — unwahrscheinlicher — als Dativ Masculini. Im ersteren Falle wäre Drapponis filiae die Apposition und gehörte Ammoni zu einer Nominativform Ammonis, welche als Schiffsname vorkommt.

In jedem Falle gehört der Name zu dem von gallischen Inschriften vielfach bezeugten Ammo (vgl. Register zum corp. inscript. lat. vol. III. a. m. St.). Von Ammo sind abgeleitet Amma, Ammonis, Ammonius, Ammillus, Ammutius u. a. W., vgl. Hettner: „Die Neumagener Monumente“ S. 22. Ohlenschläger: „Das röm. Militär-

diplom von Regensburg in den Sitzungsber. der bayr. Akad. der Wiss. 1874 Hist.-phil. Cl. S. 209 hält die Ableitung dieses Cognomens von germanischer Wurzel für discutirbar, ebenso wie die von Drappo von demselben Sprachstamme; vgl. weiter Abbo, Anno, Butto, Callo, Dallo, Ecco, Hanno und Enno, Ido und Itto, Lello und Lallo, Otto, Peppo u. s. w., Namensformen, die in gleicher oder ähnlicher Form bei Galliern und Germanen inschriftlich und handschriftlich vorkommen. Weiteres darüber bei Steub: die oberdeutschen Familiennamen und bei Förstemann: „altdeutsches Namenbuch“ I. Band. — Drappo erinnert an Drappes, vir Gallus bei Jul. Caesar: „de bell. gall.“ VIII, 30.

17. Ein glatter säulenartiger, vielfach sechskantig zubehauener, oben abgebrochener Quader. H. = 89 cm, Br. = 52 cm, T. = 34 cm.

C O V R V

NI · II TPVS

TRI ^ D S P

= „Couruni et Pustri de suo posuit.“ Die Buchstaben sind quadratisch angelegt und besonders die R durch den energisch angedeuteten Querbalken wohl charakterisirt. Von Punkten ist nur einer Z. 2 vorhanden; Z. 3 ^ Schlusszeichen.

Z. 2 II = et zu lesen. — Z. 3 auch je nach dem fehlenden Texte posuerunt zu lesen.

Courunus Provinzialismus für das Cognomen Corvinus; Puster neu.

18. Der obere, mit einem hervortretenden Kranzgesims und Seitenleisten versehene Theil eines Inschriftsteines. Nach der ersten Zeile durchgehender Bruch. L. = 38 cm, Br. = 85 cm, T. = 57 cm.

· S · T I N N ^ I I I · I N D V

Die Buchstaben quadratisch; das zweite N und das nachfolgende A unten etwas abgebrochen.

Ob Stinnaii oder Siinnaii oder Sennaii zu lesen ist, hängt von der Deutung des 2. Buchstaben ab. Der obere Querstrich ist etwas länger, als der beim nachfolgenden I, daher als T aufzufassen. Analoge Namensbildungen sind die gallischen Wortformen: Sinaius, Sinaeus, Sennus (vgl. corp. inscript. lat. II 827, 1), Sena; wurzelverwandt der gallische Stamm der Senōnes. Indu . . . fragmentirt; vgl. mit demselben Stammworte Indutus (von Epfach corp. inscript. lat. III, 2 5777), Indutius (von Cavone in Oberitalien vgl. a. O. V, 2, 7339), Indutiomarus (Name eines Fürsten der Treverer bei Caesar), Indutillus (vgl. Hettner,

„Führer durch das Provinzialmuseum zu Trier“ S. 65 Nr. 108—112 auf gallischen Münzen). Im Hibernischen lautet der entsprechende Eigenname: Ionatmas (vgl. Zeuss-Ebel: „grammatica celtica“ p.25**).

19. Eine oben und unten auch rechts abgebrochene, glatte Sandsteinplatte. Nur die erste Zeile erhalten. L. = 34 cm, Br. = 84 cm, T. = 66,5 cm.

C I A N A I V S C O L I I N I

Da der untere Rand abgebrochen ist, erscheint es ungewiss, ob Cianaius Colini oder Collini zu lesen. Der Ductus der Buchstaben ist etwas flüchtiger, als bei den vorigen Inschriften. Nach Collini hat ein filius zu folgen; deshalb nicht unwahrscheinlich, dass der nächste Stein dazu gehört; auch die Maasse stimmen damit ziemlich überein.

Cianaius von Cianus (Cies) abzuleiten (vgl. Livius XXXI, 31 u. a. St.). Collinus bekanntes Cognomen.

20. Eine oben abgebrochene, glatte Sandsteinplatte. L. = 38 cm, Br. = 90 cm, T. = 66,5 cm.

F I L I V S D A G I L I V S S E N A
F I L I A E F I L I · E O R V M F E C E R

= „filius Dag(c)ilius Sena(?); filiae filii eorum fecerunt“.

Die Buchstaben haben manche Unregelmässigkeit. Die Wörter „filius“, „filiae, filii“ sind flüchtig eingehauen; Dagilius Sena (?) und eorum übermässig dargestellt.

Z. 1 Dagilius, ein Name, dessen Wurzel Dag- in Dagidius, Dagionius, Dagovassus erscheint (vgl. Index bei Wilmanns: Exempl. inscript. lat. und bei Brambach: Corp. inscript. Rhen. 554, Zülpich und 692 Niederbieber), besser als Dacilius. Nach Sen . . . wahrscheinlich ein verderbtes A zu ergänzen; Sena bekannter gallischer Beiname, vgl. oben. — Z. 2 das C in „fecer“=„fecerunt“ hat in der Mitte ein ^ Schlusszeichen, was von wenig Verständniss des Steinmetzen zeugt. Gehören 19 und 20 zusammen, was nach dem Text und der Tiefe des Steines (= 66,5 cm) nicht unwahrscheinlich, so waren Cianaius, des Collinus Sohn und Dagilius Sena wohl Brüder, denen die Kinder und Neffen den gemeinsamen Grabstein setzten. Dagiliussena als weiblicher Name ist kaum zu interpretiren. Das fehlende „et“ am Schlusse von „filius“ ist auffallend.

21. Ein oben abgebrochenes Fragment, dessen Buchstaben noch dazu abgespitzt sind; die Grundzeichen sind unter den Streichen der

Spitzhauer schwer zu entziffern. Der Stein ist links und rechts von zwei Randleisten eingefasst, welche mit primitiven Pflanzenrippen geziert sind. L. = 28 cm, Br. = 89 cm, T. = 58 cm.

CAIFILIQONIVG
IFILIVS · HDF BV

= „... cai fili, conjugi filius, h d (?) fecerunt.“

Die Schrift ist bei „fili“ und „filius“ wiederum flüchtig, bei „conjugi“ und der Schlussformel sorgfältiger ausgeführt.

Z. 1 cai Ende eines verlorenen Namens; conjugi besser als das vermuthete Conluci.

Z. 2 h d im Sinne unklar; nach „f“ eine Lücke, etwa das c von fecerunt ausgefallen.

Recapituliren wir zum Schluss die hauptsächlichlichen Resultate! — In einsamer Waldgegend hatten vor mehr als zwei Jahrtausenden Gaugenossen, die zum gallischen Stamme der Mediomatricer, der Matarisschleuderer, gehörten, ein hohes Felsplateau auf zwei Seiten mit einem Steinwalle umzogen, um gegen feindliche Felle hierher auf das Refugium sich und ihre fahrende Habe zu retten.

Noch ward der geschliffene Stein zu Waffe und Werkzeug verwendet, aber daneben verwandten sie sicherlich Metall zu Waffe und Münze. Ihre Gefässe waren ebenso roh hergestellt und einfach verziert, wie die von den Hügelgräbern bei Ramsen und der unteren Schicht der Dürkheimer Ringmauer stammenden keramischen Produkte (vgl. d. Vf.'s „Studien“ 2. Abth. die Tafeln). In den Zeiten der Kriegsnoth sassen hier auf der Felsenhöhe die Barbaren, bis sich die feindlichen Schaaren aus dem geplünderten Lande gezogen hatten. Von Süden kamen später aber gewaltigere Eroberer; Julius Caesar besiegte in offener Feldschlacht die Stämme am linken Rheinufer; Augustus schlug die Mosel- und Saargau zur römischen Provinz Gallia Belgica. Drusus und Trajan legten Kastelle und Strassen an längs dem Rheinthal, das aber kaum mehr römisches Gebiet und germanisches Land schied. Ruhe herrschte und Wohlstand blühte Jahrhunderte lang;

verödet lag die Felsenburg des Gaues an der Burgalb. Da brandeten im 3. und 4. Jahrhundert die Wogen alamannischer Volkskraft über des Rheines hartnäckig vertheidigten Bord; tief hinein ins gallische Land schwärmten, wie ein halbes Jahrtausend vorher ihre Ahnen, jetzt deren Nachkommen, die Alamannen. Wiederum ward die Felsenburg bezogen, und man verliess die Wohnstätten und Göttertempel, die im Thale standen und empfahl die Grabmäler der Vorfahren dem Schutze der Kybele und des Attis. Aber immer höher stieg die über den Rhein vordringende Völkerfluth. Die Legionen waren nach Süden abgezogen; ungehindert brachen jetzt des Gothenfürsten Radagais Schaaren Ende des Jahres 406 über den Rhein, und den grimmen Fürsten der Vandalen, Alanen und Sueven erlagen hier die letzten Kulturstädte. Als die Feuer vom Rheine her leuchteten, die man vom Hundsberge aus bemerkte, da schleppten die letzten Provinzialen der Gegend ohne Schonung und Pietät die am Wege noch stehenden Grabmonumente stückweise herauf, zertrümmert sanken die Göttertempel der gebietenden Noth zum Opfer, und ihre Werkstücke wurden mit jenen zur Thurm-mauer gefügt — als letztes Bollwerk der Gallorömer gegen die Barbaren. Aber auch das ward vergebens versucht; Brand und Schwert vernichteten Werk und Wehr, und über den Ruinen der sagenhaften „Heidenburg“ wuchs der dichte Rasen, bis die Forscherarbeit der Neuzeit den Spruch verwirklichen liess:

„Wo Menschen schweigen, werden Steine reden.“ —

Entsprechend den zwei Schichten der Dürkheimer Ringmauer, von denen die eine aus prähistorischer, die andere aus spätrömischer Zeit herrührt, entsprechend den Verhältnissen auf dem Ringwalle des Donnerberges, der gallische und spätrömische Münzen enthält, sind auch für die Befestigung der Heideburg zwei verschiedene Kulturschichten und zwei geschiedene Perioden der Benutzung konstatiert. Auch die Brandwälle der oberen Lausitz, auch manche Rundwälle des östlichen Deutschlands lassen zwei durch Jahrhunderte getrennte Gebrauchzeiten erkennen; aber wie Virchow mit Recht vermuthet, rühren diese zwei Schichten von verschiedenen Nationen her, von Germanen und Slaven und noch dies ist unsicher. Hier aber lassen Münzen und Namen schliessen, dass ein und derselbe Stamm in zwei Perioden des Walles schützenden Raum benützt hat, und während im Osten nur Scherben und Trümmer dem Archäologen Andeutung geben, verbinden sich hier Thatsachen der Geschichte mit den Funden der Alterthumskunde, um wenigstens für diese

Stelle das Räthsel der prähistorischen Sphinx zur sicheren Lösung zu bringen.

In den Aufschlüssen, welche Anlage, Einzelfunde und Monumente über die Kulturentwicklung und die Geschichte dieser Volksburg der Vorzeit bebringen, liegt die nicht gering anzuschlagende Bedeutung der Untersuchung der „Heidelberg“.

Dürkheim a. d. Hart.

Dr. C. Mehlis.